

Dieter Brodkorb, Jahrgang 1937:

Eine Jugend in der Gartenstadt zur Nachkriegszeit

Von Solveig Kopke

Nach dem Krieg kamen wir: meine Mutter, mein Bruder (Jahrgang 1934) und ich von Berlin über Ostpreußen und Thüringen zur Oma nach Mannheim. Im Waldmeisterhof hatte sie eine Wohnung in einem der fünf Vierfamilienhäuser. Zur Wohnung gehörte jeweils ein großer Garten.

Die Familien ringsum waren zum Teil sehr kinderreich. Nicht selten lebten in diesen kleinen Siedlungshäuschen bis zu zwölf Kinder mit ihren Eltern. Ein Teil dieser Kinder waren unsere Spielkameraden. Der kleine und der große Berliner nannten sie uns. Nur ein Satz und wir waren im Wald, der für uns jede Menge Abenteuer bereithielt. Wir liebten diesen Wald. Wenn man uns suchte, dort waren wir in jeder freien Minute zu finden – wenn man uns fand. Allerdings hatte er zu unserer Zeit ein anderes Gesicht. Im Sommer konnten wir ohne weiteres barfuß laufen, so sauber und aufgeräumt war es überall. Keine Tannenzapfen, Äste oder sonstiges Unterholz. Nichts dergleichen lag umher, denn alles Brennbares wurde sofort gesammelt.

Explosives Spielzeug

Zwischen dem alten Postweg und der Neuen Poststraße in Richtung Grenzweg befand sich das deutsche Munitionslager. Heute noch sieht man die moosbewachsenen Überreste dort liegen. Für uns Buben war dieser Platz ein ungeheurer Anziehungspunkt. Immer wieder zog es uns dorthin, zumal das Lager offen war und noch jede Menge gefährliche, deshalb prickelnde „Knaller“ dort in Kisten verpackt herumstanden, als da waren Kanonenkartuschen, Bordmunition, Stielhandgranaten, Gewehrmunition usw. Wir trennten die Geschosse von den Hülsen und gewannen auf diese Weise das Pulver, auf das wir scharf waren. Von den Stielhandgranaten bauten wir die Zündsätze aus und sprengten



Volkswohnungen in den Höfen



Im Kaufladen wurde bedient



Familie am Herrschaftswald

damit kleine Buchen. Wenn unsere Eltern zu Hause von unserem Treiben gehäut hätten, wäre mindestens ein gehörige Tracht Prügel fällig gewesen. Sie haben es nie erfahren. Heute weiß ich, dass gleich eine ganze Schar Schutzengel auf uns aufgepasst haben musste.

Noch einen interessanten Abenteuerplatz gab es für uns: Wir steuerten durch den Wald in Richtung „Altes Forsthaus“ und kamen an die zukünftige Autobahn. Die Brücken gab es schon und die Autobahntrasse war mit Sand bedeckt. Auf den Brückenauffahrten waren Arbeitsgleise angebracht. Darauf standen so tolle Kipploren, die für uns zu

gebraucht waren. Wir schoben die Dinger bis zur Brücke hoch, hockten uns rein und los ging's. Kurz bevor das Ende der Gleise kam, sprangen wir ab. Das war immer eine Mordsgaudi und kein Aufpasser weit und breit, denn die Arbeiten für die Autobahn begannen noch vor dem Krieg; während des Krieges stand sowieso alles still und nach dem Krieg brauchte es seine Zeit, bis wieder an der Autobahn gearbeitet wurde.

Auf dem Schnetzerweg und anderen Pfaden gegen den Hunger

Selbstverständlich mussten wir auch kleine Aufgaben überneh-

men. Meine Mutter war gelernte Friseurin und ondulierte u.a. den Freundinnen der GI's die Haare und kam so an die begehrte Tauschware Zigaretten. So schickte sie uns – meinen Bruder und mich – mit dem Schlitten nach Schönau.

Wir sollten die Zigaretten gegen Speiseöl tauschen. Gleich nachdem wir den Wald und auch die Bahngleise hinter uns ließen, mussten wir an einem Kriegsgefangenenlager vorbei, in dem deutsche Soldaten interniert waren. Dort patroullierten die GI's, von denen wir wussten, dass sie einen Heidenrespekt vor Krankheiten hatten. Deshalb sollte ich auf meinem Schlitten kräftig husten, was ich dann auch herzerreißend tat. Wir wurden tatsächlich nicht kontrolliert.

Brot aus Viernheim

Ein anderes Mal hörten wir, dass es in Viernheim noch Brot auf Marken gab, was in Mannheim nicht mehr der Fall war. So machten wir uns mit Rucksack und dem nötigen Kleingeld auf den Weg nach Käfertal und mit der OEG weiter nach Viernheim. Wir erhielten tatsächlich soviel Brot wie wir bezahlen konnten.

Mit vollem Rucksack und jeweils einem Laib Brot unter den Armen machten wir uns auf den Rückweg. Geld für die Rückfahrt hatten wir nicht mehr. Inzwischen wurde es schon dunkel und ich schob einen gewaltigen Kohldampf. Trotzdem wagte ich nicht, auch nur ein Stückchen von dem kostbaren Brot abzubrechen. Ich wollte es unter allen Umständen der Mutter voller Stolz heil und unversehr präsentieren.

Wie aufgeregt ich war, als mein Vater eines Tages abgemagert und irgendwie fremd in unserer kleinen Küche stand. Er war aus englischer Kriegsgefangenschaft heimgekommen. Ich wurde rasch zum Krämer Mertel geschickt, um ein Viertel Butter zu holen. Wie der Wind raste ich davon. Ungeachtet der Kunden im Laden platzte ich heraus, dass ich schnell die Butter brauche, weil mein Vater aus dem Krieg heimgekommen sei und schrecklich Hunger habe und die Mutter ihm Butterbrote schmieren wolle. Natürlich wurde ich sofort bedient.

Die Mertels hatten ihr Geschäft im Rottannenweg. Dort waren auch der Fisch-Walk zu finden und der Lebensmittelhändler Schnetzer. Ebenso hatten wir einen Bäcker im Rottannenweg. Zu ihm trugen wir die großen Kuchenbleche, damit sie dort für fünfzig Pfennig gebacken wurden.

Zur Erholung ins Amizelt

Zu dieser Zeit war ich zehn Jahre alt und ein mickriger Spargel; ich musste so schlecht ausgesehen haben, dass ältere Damen in der Straßenbahn aufstiegen und mir Platz machten mit den Worten: „Bub setz dich, dir wird schlecht sein, du bist ja ganz weiß im Gesicht.“ Alle paar Tage verpasste mir Frau Dr. Eisinger eine Aufbauspritze in ihrer Praxis im jetzigen Pfarrhaus der Gnadenkirche, die es damals noch nicht gab. Außerdem wurde ich zur Erholung in das schräg gegenüberliegende Amizelt geschickt. Dort päppelte man mich mit Lebertran auf und verpflegte mich gut. Der Platz Ecke Alsenweg/Waldpforte war mit Amizelten belegt. Abgesehen von der Maurerschule und dem Feuerlöschteich reichte der Wald damals auf dieser Seite bis zur Waldstraße.

Mit vierzehn Jahren war meine unbeschwertere Zeit in der Gartenstadt vorbei. Mitte der achtziger Jahre hatte ich das große Glück, mit meiner Familie wieder in die Gartenstadt zu ziehen und zwar fast in die Wohngegend meiner Jugend. Vor einigen Jahren machte ich einen Spaziergang durch den Herrschaftswald in Richtung Langer Schlag. Da begegnete mir die alte Frau H., sie musste weit über neunzig Jahre gewesen sein und war gut drei Kopf kleiner als ich. Sie hätte mich bestimmt nicht bemerkt, wenn ich sie nicht angesprochen hätte. Mühsam schaute sie zu mir hoch und wollte mein Alter wissen. Als ich ihr verriet, dass ich fünfundsechzig Jahre sei, lächelte sie verschmüzt - ihr muss wohl so einiges durch den Kopf gegangen sein – und meinte: „Ach Gott, du Lausbu!“ Da musste ich ebenfalls schallend lachen und ich alter Simpel fühlte mich für köstliche Augenblicke tatsächlich wieder wie der Lausbu von damals.